



Was ich der Mark verdanke

Von Franz Lüdtke

Mein Sein, Werden und Wirken ist der deutschen Heimat verbunden. Auch Blut und Boden, Scholle und Schicksal bin ich ihr Sohn. Zur Heimat aber gehört unläßbar das brandenburgische Land, unsere „Mark“.

In Pommern und Westpreußen sind unsere Wäner zu Hause. Die eigene Heimat stand in Bromberg. Durch meine Kindheit klingt der Gang der Weisheit und des Brabellens. Ich fühle das Rauchen der mächtigen Bäume am Bromberger Kanal, die der Alte Preis gepflanzt, Gisingung und Uebereinstimmungen sind in meinem Gernern. Ein Haus vom Geist der Gotik und die Kraft des nationalen Ringens wurden früh gespürt. Das haben wir: die Heimat war seit ungeschälten Geschlechtern unser künftiges Land.

Ich hatte die Schöle hinter mir, das Gnomatium der Vaterstadt, das mir neben ein bischen Kinderklug viel Härte und jugendliche Witterung gab. Wir schrieben 1900, und ich zählte lebend und ein halbes Jahr. Da sog der Emden nach Berlin; da betrat ich märkischen Boden.

Heute, nach über drei Jahrzehnten, kommt es mir vor, als hätte ich noch ein Jüngling der „guten, alten Zeit“ erfaßt: das Berlin der Jahrhundertwende — und um des Reiches Hauptstadt die liebe, schöne, stille, noch kaum „entbehrte“ Mark! Ueber das Walter Teufelsdröckchen noch die hohen Scherenschnitts, die immer hielten, wenn jemand auf, aber absteigen wollte. Wer mit der Fieberbahn zu einem der Vororte wollte, sah wogende Kornfelder, „Windmühlen und allerlei lässliches Tun. Die ersten „Gefährten“ wurden bekannt! Kein Auto hupte. Aber im Herbst ließen die Drachen, und der Weihnachtswort auf den Straßen hatte wirklich noch Bauer und Poete. Mit der „Siegesallee“ ging man gerade an, der Dom war noch im Bau, so auch das erste Warenhaus. Aber Weibschreien haben freuherzig in jeder Straße ein, und der Preussentumler erster und zweiter „Vile“ gab den Ton an. Man sagte noch nicht „am“ statt „am“, auch nicht „Zulei“ statt „Zul“, „am“. Der Zufall ist des Lebens war nicht so pompst wie später, nicht so ins Rante, Hellstunde hinein. Gewiss führte einen die Stadt und Ringbahn ins Grüne, in den Grunewald, nach Treptow, Danse, oder man fuhr nach Banzow, nach Potsdam. Man legte oder ruderte bei Tegel, auf dem Bannewitz, der Davel. Man sah noch nicht in Autos, und das Telefon war mit seinen Meistertönen und der eigenen ewigen Kuckel noch eine große Sache. Und eine ganz große Sache war Gastsch. Vanspotium. Von der Nachtgarde und den Fährtenbesuchen will ich nicht erzählen. Das dunkle Tag gab der Hauptstadt die Nacht, und man konnte jeden Tag vor mehr wie viele Drogen ankommen, vor denen die Wagen präsentierten. Das Theater hatte noch seinen kulturellen Rang, die

Aufführung waren Ereignisse. Das Gesellschaftsleben, der Naturalismus mit seinen Problemen herrschte. Man war auf den „neuen“ Hauptmann oder Endermann, auf Ibsen und die Russen gespannt. Volkstheater und Neuen identisch viel Eitelkeit, und jeder Winter hatte eigentlich nur einen richtigen „Schlager“. Man sang nach Volter, Volter, Weinländer, Quabreile und Contre, ging auf literarische Fees und diskutierten um alle möglichen, am wenigsten aber um politische Dinge. Man spürte wohl, daß etwas in der Luft lag, etwas Kältehaftes, Unheimliches, daß irgendwo eine große Veränderung kommen müsse — aber man hielt das Trauen am Schicksal, man fand dem lieben Gott eine Treppentule näher als die anderen. Man war ja Berliner!

Die Berlin mit seinen Hörsälen, seinen Bühnen und Museen und das märkische Land mit seinen vertrauten Seen, seinen endlosen Wäldern und den alten Städten und Schlössern, das hat mich so sehr an die Heimat. Das märkische Schönlheit ist, erfuhr ich nicht nur in den Kellern der Mäler, in denen ich manche gute Stunde zubrachte, sondern in der Natur selbst, die ich erwarbete und die mir so vertraut wurde, weil sie der meiner Heimat glich. Diese Wälder und Lindenbüschel, diese lila Gensäler, diese herben, frumtrogenden Riesen! Das war heimatische Nähe, Freude und Kraft!

Jene Berliner Jahre brachten dem jungen Studenten und Dichter auch die stark Verbindung mit dem deutschen Schrifttum, mit der nationalen und völkischen Bewegung. An goldreichen Zeitgeistern, an der deutschbewußten Presse, an Theodor Frifisch, „Hammer“ und anderen Wäldern, die damals schon im Zeichen des Datenkreuzes kämpften, wurde ich Mitarbeiter. Als Grenzmarkler fand mein Ringen um die Scholle; das Ohr war gefächert für den dunklen Klang des Kommenden, für das Schreiten des Schicksals.

Immer wieder zog's mich nach Berlin, so inwänschen Eltern und Geschwister eine zweite Heimat gefunden hatten. Als ich, aus dem Schicksal der Heimat zu fiktionalen Erfahrungen nach Rom beurlaubt, von hier mit mannigfachen Ergebnissen zurückkehrte und daheim nicht die rechte Möglichkeit wissenschaftlicher Verarbeitung hatten, entschloß ich mich, ein Sechsmal in der Reichspauspalt anzuankommen, am Panfomer Besessamatum. Nun hatte ich die Bibliotheken und Archive der Hauptstadt zu meiner Verfügung, und neben meinem literarischen Schaffen konnte ich mich mehr als in Bromberg geistlichsten Studien widmen. Wie immer, so fand auch jetzt der Osten im Kernpunkt mehr als Berlin.

Das ist von Berlin aus meine Schritte mit aller Liebe ins Brandenburgische Land richtete, daß ich auch als Lehrer mit meinen Jüngens die Wälder, Felder und Hügel, die

See- und Moorgebiete der geliebten Mark durchstreifte und ihnen nicht nur als Schriftsteller, sondern auch in meinem „Rebenfach“ als Geograph und Geologe die Augen für dieses Bild Gotteserde öffnen konnte, sei mir beiläufig erwähnt; ebenso daß manch Gedicht, manche Ballade, manche Novelle sich um märkische Landschaften, märkische Schicksale und Gestalten formt.

Mitten im Zusammenbruch Deutschlands und meiner von den Polen überannten Ostmark wurde auch ein starkes inneres Erleben: die fast mythische Verknüpfung von Gott — Heimat — Mensch. Geshildert habe ich dies in dem Roman „Das Jahr der Heimat“. Und jetzt die Heimat zur Aufgabe, nicht nur wissenschaftlicher und dichterischer, sondern auch politischer Art. Das war nicht Partei, sondern nationale, völkische Politik, zu deren Erfüllung ich den Schicksal verleihe und eine Reihe von Organisationen schuf, so 1919 die „Breite Heimatliche Volkshochschule“, 1920 den „Deutschen Ostbund“, 1932 die nationalsozialistische „Deutsche Ostfront“ und 1933 den „Bund Deutscher Osten“. Von der Grenzmark und dann von Berlin aus wurden in Wort und Schrift, in Bildern, Aufsätzen und Reden hundert Jahre lang Volk und Reich aufgerollt und gemäß ihrer Aufgabe im Osten eingestrichen zu bleiben.

Die Mark aber ward darüber nicht vergessen. Nicht nur, das vorübergehende Frankfurt (Oder) und dann Berlin der Mittelpunkt dieser Tätigkeit war und ich in vielen Vorträgen in zahlreichen brandenburgischen Städten die Mark daran erinnerte, daß sie durch das Schicksal von Verfalls als wieder Grenzmarkler geworden seien; nicht nur, daß ich zu Freiheit und Erholung die Schönlheit und Stille der märkischen Wälder aufsuchte, zumal um Wiesenburg, Fürstberg und Netzkow — auch mein dichterisches Schaffen knüpfte immer wieder an meine neue Heimat an. Die Landschaft meines Erziehungsromans „Menschen am abgesehen“, der Novelle vom „Hollandsweg des Beneckts Freundlos“ und anderer Schöpfungen ist der Rand der Großstadt, ist die Mark. Auch aus vielen Gedichten spricht Brandenburg, und ein eigenes geistliches Wissen habe ich dem größten Märker gewidmet: „Friedrich der Einsige“.

Ende des Jahres 1928 siedete ich in ein kleines Gensheim in Cransburg über. Vom Gärten führt eine Pforte in den Riesen- und Wäldwald, der sich unbeeinträchtigt ausdehnt. In wenigen Minuten siehe ich am Schmelze, durch den von der nahen Davel der Großschiffahrtsweg des Hohenollern-Kanals nach Berlin führt, mit seinen Schiffern, Dampfern, Motorbooten, Seglern, Ruder- und Paddelbooten. Taucher und Enten beleben das schillernde Gewässer; darüber freuen Bussarde oder streichen Schwärme von Zugvögeln. Schwärme fallen ein, Kraniche ziehen flüchtend. In den Wäldern, bald der Specht, hie und da die Hörschnecken. Vom Fenster meines Arbeitszimmers aus blicke ich in die Kronen der Riesen, die im Winde rauschen, in der Sonne glänzen und wintert im Schnee aufgehen.

„Saft heiße, gib mir eine Peise!“ Rast alle Jungen bauen sich einmal aus Weidenrinne das etwa 50 Zentim. lange, „Weidenhorn“ mit einer „Gube“ oder „Blare“ an der Spitze. Solche „Guben“ stellen sie sich auch aus Weidenzähneln oder Roggenhalmen her.

Kätzkneime

Einige seien erwähnt:

„Trümpf, enter, tenter, tiramenter, enter, tenter, ab!“

„Ene, bene, du“, der dicke Moppel muß, doch er will nicht, doch er muß!“

„Ene, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, unsere Mutter kocht die Kleebein, unser Vater brast‘ den Sped, und du bist weg!“

Markgraf Hans, der Mensch

Vor nunmehr 400 Jahren, 1585, begann in die Käftrin die Herrschaft des Markgrafen Hans, die einseitigste für das Schicksal und die Entwicklung nicht nur Käftrins, sondern auch der ganzen Neckmark werden sollte. Hier lassen wir einige kleine Geschichten folgen, die Schlaglichter auf die rein menschliche Seite des Markgrafen werfen:

„Vertold, Vertold!“

Es war im Jahre 1545 u. Käftrin. Stolz und schon tritt der Geheime Rat Vertold von Mandelsloh in das Zimmer des Markgrafen. Sein kostbares Wams ist glatt und glänzt. Vertold von Mandelsloh trägt den gepflegten Kopf hoch; er ist sich seines inneren und äußeren Wertes bewußt. Markgraf Hans bebt, als der geistigste Geheime Rat eintritt, die Augen vor seinem einladend Arbeitstisch und mußert Mandelsloh lange vom Kopf bis zu den Füßen. Schließlich bleibt sein Blick bei dessen dünnen Beinen, die in zierlichen Schmalenstüben und gleitenden italienischen Seidenstrümpfen ruhen, hängen.

„Vertold, Vertold!“ sagt der Markgraf mit Stirnrunzeln, „ich habe auch selbene Etirumpen, aber ich trage sie nur an Festtagen!“

„Guten Tag, Herr Markgraf!“

Die weiten Wälder um Käftrin sind des Markgrafen Jagdrevier. Ungehindert wartet er, als der August zu Ende geht und der Herbst aufbricht, auf seine neue Jagde, die er sich bei einem Weiser in Nürnberg bestellt hat. Aber

„1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, wie hoch steht der Weizen? Wie hoch steht das Jucherges? Und du bist raus!“

„Auf einer Kapelle liegen sieben Wäse. Wie sehen sie aus? — Grün! — Galt du auch grün an dir, so mußt du fort von hier!“

„Auf einem Gummi-Gummi-Berg, da lag ein Gummi-Gummi-Zweig, der als ein Gummi-Gummi-Wort, und nach dem Gummi-Gummi-Tagen war er gummi-gummi-tot!“

Wieder zieht der Frühling erneuert durch die Wartbegaue. Und wie er die Fluren wieder grün macht, so möge er auch seine alten Bruchboden durch die Wurzel ihres Volkstums mit neuer Kraft versehen.

„Guten Tag, Herr Markgraf!“ schreibt der Nürnberger Büchsenmacher, „Eure Jagde ist fertig: schickt mir das Geld, so schide ich Euch die Jagde; schickt Ihr mir das Geld nicht, so schide ich Euch die Jagde nicht. Hiermit sollt beschließen.“

Markgraf Hans ist kein Fein des Briefes, sondern ist die Annahme des Nürnberger Meisters nicht zum Jörn verrückt gemorden, auch nicht vor Wut über die Nachlässigkeit seiner Würde und Persönlichkeit in seinem Zimmer herumgerannt, sondern Markgraf Hans hat ruhig dem Handwerker das Geld eingepakt und weiter gewartet.

Wagnard Spiel

Markgraf Hans spielt in seinen freien Stunden mit Weidenkaff Schach. Da muß dann Wagnard, ein sehr geistig, erfinden, und flundenlang sitzen sich die zwei gegenüber und rücken an ihren Figuren. Aber Wagnard verliert, verliert immer wieder. Nicht etwa aus Eifersucht vor dem Herrscher, denn jedes verlorene Spiel mußte er mit harten Wagnen bezahlen. Zuletzt hat dann Markgraf Hans Wagnard so oft verloren, seinen treuen Wagnard zu verlieren und schickt ihm eine Summe Geldes, welche Wagnard reichlich für seine Spielverluste entfähädigte.

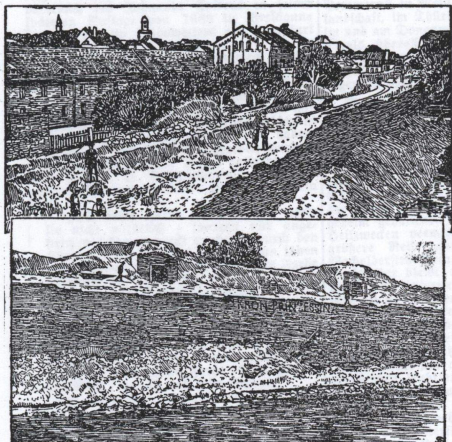
Hans von Käftrin und der Teufel

Nicht nur die alte feste Käftrin weiß von ihrem Schicksal viel zu erzählen. Auch mancher Frieden der Neckmark. Hans von Käftrin lebte sie mit ihren Eigenheiten, mit ihren Geen und Stämpfen und Kiefern und Weidenblättern und verträumten Dörfern und Städten und Wäldern und Menschen. In der Abendstunde gegen hatte er ein Schloß, und was für ein! Mitten im Regentisch-See stand es auf einer Insel. Und oft, wenn er von Sorgen müde und abgespannt war, kam er, ließ sich vom Schiffer hinüberfahren und träumte hinter Wasser und Schilf den Abend hin und glüht nach, die durch seine Dörfer gingen. Noch heute liegt man dort gern unter den Bäumen, hört den Grillen im Gras zu, was sie für wunderbare Geschichten wissen. Das Schloß steht schon längst nicht mehr. Die Schweden im Dreißigjährigen Kriege haben es geplündert und seinen Stein auf den andern gelaufen. Gras und Gestrüß ist über die Trümmer gewachsen. Aber aus heißen Sommermittagen, wenn die

Sonne über dem glatten Wasser liegt und weit und breit nichts weiter ist als das Singen der Stille, nur ein Käfer unter den hohen goldblauen Sommerwolken hängt, dann plätschert manchmal eine Welle auf, als flüße sie gegen irgend ein Hindernis. Es ist kein Fisch, der mutwillig emporklafft, denn dann muß man mit dem Wasser nach Norden zu blickt unter der Wasser-oberfläche des sonst so tiefen Sees Grund, einen langgezogenen, mit Schilfpflanzen überwachsenen Wall. „Merkwürdige Moränenbildung“ sagt man. Doch der Fischer, der unter dem Baum den roten Fischeisen hält und raucht und dabei ruft, so das das Wasser seine Kreise zieht, weiß es anders.

Markgraf Hans war fromm und gottesfürchtig. Aber gerade bei solchen Menschen verliert der Teufel am liebsten sein Heil. Als Hans einmal am Schilf stand und auf die Abendlänge den Dörfern und auf die Straße ringsherum sah, sah er die Wärme und Häuser und Wälder und Bäume am andern Ufer anfangen im Abendnebeln zu verlinken, trat ein feingeliebter Herr mit Knebelbart zu ihm heran, klopfte ihm auf die Schulter und meinte, wie unzufrieden doch die ganze Gegend sei. Die Wälder singen so schön und am Ufer die Fischerzisch harmonika. Wenn er doch jetzt ankommen und zu seinen Bauern hinüberfahren lassen könnte. Und das breite Wasser zwischen der Insel und den Dörfern sei demüßig. Welche Kleinigkeit, hier einen Damm aufzuschütten! — Ja, daran hatte Hans auch schon gedacht. Aber das viele Geld! Er hatte es nicht. Und wenn er es hätte, so mußte er erst an dringendere Vöte denken. — Das sagte er zu dem Herrn, der gar keinen unglückigen Eindruck machte. Der aber, zuvorkommend wie er war, erbot sich, den Wall in einer Nacht, von Hahnenstrei zu Hahnenstrei aufzubauen. Jetzt wußte Hans, mit wem er es zu tun hatte, machte entsezt ein Kreuz und wandte sich ab. Aber schließlich zu verlieren war ja nichts. Und diesem glatten, geschäftigen Herrn gönnte er einen Steinfall; denn die Heidenarbeit war ja unmöglich in einer Nacht zu bewirken. Er schlug ein.

Das Werk begann. Als ob tausend Hände von seinem Zimmer aus doch schon auf die Mäße geschaut war. Ein glatter, blauer Wall. Ihm wurde schnell. Wenn der Teufel schaffte, war er in seiner Hand. Und er hatte kaum noch 1½ Stunden zu tun. In seiner Seelenangst wandte er sich an seinen Friseur, der immer bei ihm war. Und diesmal. Um ein Stück sich dieser in den Süßholzfall und sing, so tausend zu krähen an,



Auf den alten Wällen der feste Käftrin soll Markgraf Hans umgehen

daß alle sühner erhaunt auf ihrer Stange rüdten, sich aber schließlich in die Wut warfen, und dann ging das Krähen los. Erst einer. Die anderen antworteten. In Regens- thal machten sie auch auf und krähen und krähen, was das Zeug halten wollte. Während war gerade der Teufel mit einer großen Schürze voll Steinen von den Sternbergen Bergen gekommen, als der erste Hahn krähte. Er glaubte sich zu irren; denn es war noch tiefe Nacht. Aber da legten die andern alle los. Da wußte der Teufel nicht, was er vor hat beginnen sollte. Ein simpler, unlesiger Marzgraf hatte ihn betrogen. Er töte los, daß die Wasser unter ihm aufkummen. Das Schill an den Hsen bog sich, und durch die Kiefern ging Berien und Brauen, als der Teufel mit seiner wilden, wilden Schat über sie hinweggefuhr. Die Steine brachen, und die Kronen bögen sich. Die Stämme verzogen an der einen Seite und wurden rauer und knipplig.

Hans land am Fenster und laute laut das Zoben des Hsen und böte es laut in der ferne im Osten entzündet. Da wurde es am Morgenhimmel hell. Die ersten Bögel jubelten in den blanken, wüsten Tag hinein. Und als die Sonne in breitem Streifen über den See ging, land Hans am Meer und küßte mit seinem Mund, wo der Wasser gehen den hatte. Die Wasser waren in der tiefen Nacht über ihn hinweggefuhr. Nicht unter dem Spiegel lag die lange, glatte Krone der Steine. Da betete Hans von Küstern.

Als das Land im Morgenrothendampf, laute laut im Licht an das Meer. Knorr und verkrüppelt ragten die Kiefern ins Meer. Die Kronen hatten sich nach Osten gebogen.

So sehen sie noch heute da. In schwarzen, schmalen Hochsommergewitternächten aber wüßt der Sturm in den Kronen, und die Regentfahnen sagen: „Horch!...! Da tödt der Teufel.“ Kh.

Schädlingsbekämpfung vor 300 Jahren

Von Prof. Dr. Werner Schmidt

Daß sich unsere Hausväter schon vor 300 Jahren eindringlich mit der Schädlingsbekämpfung befaßten, beweist ein mir vorliegendes Werk. Es ist das berühmte Hausbuch des Johannes Colerus in seiner späteren Auflage von 1680 in Verlegung Johann Martin Schwemmers aus Frankfurt am Main.

Da wird von einem vornehmen Doctor Medicinæ berichtet, der gegen Bauschwärmer scharfe Stützen bei sich selbst ansprobiert habe und dem davon ein Scherzen weggegriffen wurde, so daß der arme Mann mit Schmerzen sterben mußte. Die Stossmittel sei bereits in hoher Hitze gestanden zu haben. Nicht allein, daß Rezepte angegeben wurden, die man unerschütterlich haare entfernt, sondern auch z. B. Krümmen, wie man geschminkte und gefärbte Weiber erkennen soll.

„Die rothe Farbe der Weiber / wann sie nicht natürlich sondern nur ange- strichen / kan nemet man durch den Himmel oder Knobloch / wann man ihnen die zu essen reißet / wann die rothe Farbe natürlich ist / so wird sie bleiben / ist sie aber mit Luesilber, Bleymehl oder rother Salben geschminkt / so wird sie von Stund an bleich werden.“

Wann eine Jungfrau sehr bleich ist / so lege Chamaedryn Rannoniacum durr ins Feiden / und laß sie davon trinden / so triegst sie eine schöne Braut. Oder gib ihr ein Wan / das ist ein Knecht / der die Ungeheuer im Hause und im Garten wurde verjagt, ausgeräudert, vergiftet. Denn es sei „ein böß häßlich Ding“, wenn z. B. Wänte im Schlaf, über das Ungeheuer / über die Arme / oder unter dem Bett aus dem Rauch herauskriechen. Die Wänte sollen alle Wänte in den Betten. Auf Stämme müssen

man fleißige Achtung geben / so ihnen etwas ein Unglück widerfahre / daß sie von Bauen zerfessen / zerbrochen / mit Klauen / Emellen / Spinnen / oder andern bösen Wirrern mit Wecheln und andern Sachen beleidigt worden / daß man ihnen das zu Hülf komme.“

„Vor alle Dingen lasse im Frühling die Haupenentelein rein von allen Bäumen ablesen.“

In der „Holzung“ wird auf die Schädlings- des Jungwuchses durch Weibechel hingewiesen. Auch macht sich Colerus darüber Gedanken, wie sich die Wälder bloßstellen und was daraus zu vermeiden ist. In dem die Zweige an den Bäumen aneinander rühren und sich reiben (!). Im übrigen interessierte damals der Wald mehr hinsichtlich der Jagd, der Nutzung an Holz für die verschiedenen Zwecke und der Nachzucht Jungen. Soles an Stelle des genutzten, wenig wußte man über den Fortschritt.

Rezepte werden angegeben, die Acker vor allerlei Ungeheuerheiten zu bewahren.

Wann man eine Kröte in einem neuen Topf mitten in der Saat begrabe / so schadet der Saat kein Ungeheuer / ... oder davor / wie man vor alles Unglück sich zu wehren auf der rechten art ist nicht besser. Dann ein anhängiges Christliches Gebet / das vermag bei unsern frommen / gnädigen und barmherzigen Gott im Himmel sehr viel.“

„So muß auch ein jeder Mannmann ein Brannan oder Schützler / Sonst in der Handen mit der rechten art allerley Weise zu nennen pflegen / baten / darauf er sein Getreide schütet / und darauf recht und wol bewahrt / vor den darauffol- gen / Danken / Sünern / Mäulen / Rat- ten / Mäuse / und in den in die vor seinem eigenen Gesinde / daß es ihm nicht stoßen / oder sonst bei verderben und weggebracht werde.“

Der Wacholder im Volksglauben

Allenthalben auf den leichten und leichtesten Böden Deutschlands, wo sich das Wacholder, der Wacholder, der Wacholder zwischen Gadenheide und Erft, in der Rineburger Heide, in den unendlichen Wäldern Pommerns, in Masurens schwermütiger Ecken- landchaft, im Thüringer Wald wie im Harz, im und am Donaufluss und in den höchsten Bergen, überall da steht, vereint oder in Gruppen, mitten in der Landschaft wie eine vergessene Ruine aus der Altvordern Zeit, ragender Wacholder.

Wachandel und Wachandelbaum nennt man ihn in Niederpfalz, Niederpfalz in Mittel- deutschland, Kranewitz im Süden, und überall ist umwoben von Sage, Märchen und Volks- glauben. Erfrig sammelt man seine lauen Beeren, trocknet sie (besonders in Westfalen) und gibt sie an den Suertlocher oder reibt den Schinken damit ein. Auch der bekannte Wachol- derbeerfisch wird vielerorts nach alten und oft gleich gehaltenen Rezepten bereitet und als Heilmittel verwendet. Wer in Strol ein größere Reise unternimmt, steckt sich ein Wacholderkräutchen an den Hut, denn „unterm Wacholder bleibt man munter und frisch“. Wird man unterwegs dennoch müde, so legt man sich unter einen Wacholderbusch, wo man rasch neue Kräfte gewinnt. Neben dem Schwarzborn galt besonders in Thüringen der Wacholderfisch für einen guten Wundheiler, der vor Irrwegen schützen sollte. Die Salzburger Salzfabrikanten und auch die schlesischen und sächsischen Salzhändler trugen in früheren Zeiten ihre Persönlichkeiten mit Vorliebe aus Wacholder in dem Glauben, sie seien dadurch vor Irrfahrt bewahrt. In manchen Gegenden wurden die Butterfässer aus Wacholderholz ge- schichtet, damit die Herzen keine Wacht über- wachen. Die Wälder haben sich, so die Wälder, nicht geriet. Schäfer fertigen sich gerne Zafelspie-

ßen aus Wacholderholz, um Unfals, Frank- heiten und Unheil von der Herde abzuwenden. Eigenartig ist der heute noch häufig gefundene Wacholder, das Vieh bei Eintritt der Frühlings- zeit mit einem Wacholderzweig zu schlagen, „damit es gesund bleibt“. An verschiedenen Orten Deutschlands nennt man die Wachol- derbeeren „Wendelstein“, weil man mit diesen Beeren die reingebauten Häuser, Ställe und Scheunen auszuräumen pflegt. Dort und auch in Westpreußen ist es stellersweise üblich, Wachol- derabeln beim Neubau eines Hauses in die Grundmauern einzumauern.

Dalt überall auf dem Lande gibt das Wä- holsen eines Wacholderbaums für eine Sünde. Trotzdem ist er in den letzten Jahrzehnten sel- tener geworden, denn die jüngere Generation und besonders die aus Nord kommenden Städte hatten vergessen, was dieser schöne und nützliche Strauch dem Vaterland war. Und es ist nur recht und billig, daß wir uns dessen wieder erinnern.

Nick Syllus.

Die Heimat und du

„An dem, was du bist, hat deine Heimat ihren Anteil. Halt du das schon einmal recht fest! Sit dir das oft genug gegenwärtig?“

Wo der Hauch Gottes über das Feld geht, daß es der Frucht bringt, da ist deine Heimat, da ist dein Vaterland. Daher sollst du die Scholle lieben, auf der du lebst, liebe sie wie die selbst. Dann wirst das Land mächtig in dir werden, und du wirst mächtig durch seinen Geist.

Glaube an das Land, in dem du geboren bist, und entwerge dich nicht aus seinem Vertrauen. Schneide deutsche Aunen in deines Hauses Firt und entziehe dich keiner Verpflichtung. Wieders der die trüben Zukunft nicht, daß man ihn oder die fremd- blüht magst, indem man dir oder ihm durch Skatation oder durch Skatulation irgendein Weis ausprobieren will, das angeblich „ver- eben“ soll. Du brauchst diesen Veredelungs- vorgang nicht, du bist von Geburt an ge- boren, du bist ein Deutscher bist.

Du hast auch in größter Zeit niemals Grund, den Mut um deine Heimat zu verlie- ren. Hoffen ist dein gutes Recht. Schimpfen und Schreien kann jeder Knecht. Frage das Gelübde der Heimat in dir, ihr nitzen- treuen werden zu wollen. In diesen Gedanken gehört dir die Welt, wo immer ein Deut- scher lebt. Se treuer du dir dabei fester wirst, je größer gestaltet sich deine Heimat. Zuletzt gehört ihr die ganze Welt. Du kennst doch das „Deutschland aller alles“.

Nur muß du auch dankbar gegen deine Heimat sein. Dankbarkeit ist das höchste Wesen allererhöht. Frongut. Daß die Fremde darüber lächeln, da sie diesen deut- schen Schatz nicht besitzt. Du sei stolz auf ihn.

Und nun — arbeite für deine Heimat! Nimm den Spaten in die Hand und stelle dich fest. Dann wirst du die Entgebe- reisen gegen die Welt. Das Geben können — erhebe dich nicht über dein Land, sondern siehe auf ihm mit seinen Füßen und sei dessen eingebettet: nur Hochmut und Püchty sind die Gefahr, dich aus den Quel- len der Heimat zu reißen. Des Lebens Sinn wuerst dich in ihr fest, bis dich die Sterne des Himmels abruhen. Nur Intreue schlägt den eigenen Herrn. Treue ist Demut und Dankbarkeit.

Erfülle dich mit der Kraft deiner deut- schen Heimat, und deine Seele bleibt ewig jung!

Inhalt:

Was ist der Wert eines Menschen? Von Franz Abbe. — Das höchste Glück. — Dergenn. — P. D. S. S. — Marzgraf Hans, der Mensch. — Hans von Rittin und der Teufel. — Schädlingbekämpfung vor 300 Jahren. — Der Wacholder im Volksglauben. — Die Heimat und du.

Grüßung: P. D. S. S.